

1. Der traditionelle Primat der Selbstzuschreibung

Als Thema der Philosophie ist die Zuschreibung psychischer Zustände durch den Dualismus von Selbstzuschreibung und Fremdzuschreibung geprägt.¹ Für gewöhnlich wurde dieser Dualismus als Verhältnis eines Primären zu einem Sekundären gedeutet, wobei in der neuzeitlichen Philosophie der Selbstzuschreibung meist der Vorrang gegeben wurde. Erst im 20. Jahrhundert wurde das Verhältnis auf den Kopf gestellt und die Fremdzuschreibung bevorzugt. Man schreibt sich selbst psychische Zustände zu, wenn man sagt, dass man fröhlich oder traurig ist, dass man Hunger oder Durst verspürt, dass man aufgeregt ist oder unter Müdigkeit leidet, dass man über ein Problem nachdenkt oder sich vorstellt, wie es wäre, jetzt woanders zu sein. Man schreibt dieselben Zustände anderen Personen zu, wenn man über diese dasselbe sagt. Die beiden Arten von Zuschreibungen erfolgen offenbar auf verschiedene Weisen. Ich habe keinen direkten Zugang zur Psyche meiner Mitmenschen, daher stützt sich die Fremdzuschreibung auf meine Kenntnis ihres Verhaltens, ihrer sprachlichen Äußerungen, ihrer Mimik usw. Ein lachendes Gesicht nehme ich z.B. als Ausdruck von Fröhlichkeit wahr. Meine eigene Psyche hingegen ist mir in anderer Weise bekannt, durch innere Wahrnehmung (Introspektion). Um zu erkennen, dass ich gut gelaunt bin, brauche ich nicht in den Spiegel zu blicken – ich fühle mich einfach so. Wobei es durchaus vorkommen kann, dass ich gut gelaunt bin, ohne es zu bemerken, oder dass mich andere erst auf meine Stimmung aufmerksam machen. Doch die Überprüfung, ob sie recht haben, erfolgt introspektiv.

Dass Begriffe wie "fröhlich", "traurig", "hungrig", "durstig", "aufgeregt", "müde", "denken" und "vorstellen" auf zwei Weisen verwendet werden, je nachdem, ob man von sich selbst spricht oder von einer anderen Person, ist kaum umstritten.² Umstritten ist jedoch das Verhältnis der beiden Verwendungsweisen. Das gilt freilich nur für die Gegenwartsphilosophie, denn wie schon erwähnt gebührt nach der in der neuzeitlichen Philosophie vorherrschenden Tradition der introspektiven Selbstzuschreibung eindeutig der Vorrang. Die Introspektion galt als Quelle psychologischer Begriffe, die anschließend auch auf andere Menschen angewandt werden können. Dass beispielsweise für Descartes nur die Introspektion das Wesen psychischer Zustände zugänglich macht, zeigt sich deutlich am Aufbau seines letzten Werkes, *Les passions de l'Âme*, das insgesamt 212 Artikel umfasst, von denen weitaus die meisten den eigenen, introspektiv zugänglichen Leidenschaften gewidmet sind, ihren kausalen Beziehungen zum Körper, ihren guten und schlechten Funktionen und ihrer Regulierung durch die Vernunft. Lediglich in den Artikeln 112-136 beschäftigt sich Descartes mit den "äußeren Zeichen" der Leidenschaften. So heißt es z.B. in Artikel 113: "Es gibt keine Leidenschaft, die sich nicht durch eine eigentümliche Augenbewegung verrät."³ Dennoch sind solche äußeren Zeichen mit den Leidenschaften selbst bloß in kontingenter Weise

¹ Zwar ist häufig von der Zuschreibung psychologischer "Prädikate" oder "Begriffe" die Rede, doch durch diese Prädikate bzw. Begriffe werden psychische Zustände zugeschrieben. Daher wird diese Terminologie hier bevorzugt. "Psychischer Zustand" wird außerdem in einem weiten Sinn verwendet, so dass unter diesen Begriff z.B. Empfindungen, Intentionen und Überzeugungen fallen. Das Paradebeispiel in diesem Aufsatz wird Hunger sein.

² Mit Ausnahmen in der Geschichte des Behaviorismus, wie wir am Beispiel von Ryle sehen werden.

³ René Descartes, *Die Leidenschaften der Seele*, 2. Aufl., Hamburg: Meiner 1996, S. 173.

verknüpft, was Descartes unter anderem dadurch begründet, dass die Seele jeden Ausdruck einer Leidenschaft auch verbergen könne.

Auch im Empirismus blieb die Introspektion – die Locke als "Reflexion" (*reflection*) bezeichnete – die Grundlage jeder Zuschreibung psychischer Zustände. Laut Locke gewinnt der menschliche Geist, "wenn er den Blick nach innen auf sich selbst richtet und sein eigenes Verhalten gegenüber seinen Ideen beobachtet, auf diesem Wege neue Ideen, die sich ebensogut dazu eignen, die Objekte seiner Betrachtung zu werden wie irgendwelche von denen, die ihm durch Dinge der Umwelt zugeführt werden."⁴ Die wichtigsten dieser introspektiv erkannten Ideen sind für Locke "Wahrnehmung [Perception] oder Denken [Thinking]" und "Wille [Volition] oder Wollen [Willing]". Daneben gebe es zwar Ideen, die aus beiden Quellen stammen, also aus der Reflexion und der Sinneswahrnehmung (*sensation*).⁵ Zu diesen gehören beispielsweise "Freude" und "Schmerz". Dass diese Ideen ihren Ursprung zumindest zum Teil in der Sinneswahrnehmung haben, besagt jedoch nicht, dass sie durch die Beobachtung anderer Menschen erworben und die entsprechenden Zustände anderen Menschen zugeschrieben werden. Locke spielt vielmehr auf die Tatsache an, dass Freude und Schmerz durch sinnlich wahrnehmbare Gegenstände in uns ausgelöst werden können. Nur in diesem Sinn sind "Freude", "Schmerz" und andere Begriffe in der Sinneswahrnehmung verankert, daher bleibt der Primat der Selbstzuschreibung ungefährdet.

Weil der Empirismus wie der Rationalismus auf die Selbstzuschreibung setzte, musste er auf einem Umweg zur Fremdzuschreibung gelangen. Neben der Introspektion wurden dafür zwei weitere Zutaten benötigt: die Beobachtung des eigenen Verhaltens (die möglicherweise im obigen Zitat von Locke angesprochen wird, wo es heißt, dass man "sein eigenes Verhalten gegenüber seinen Ideen beobachtet") und die Ähnlichkeit der Menschen in physischer und psychischer Hinsicht. Diese Elemente fügen sich zur Lehre vom Analogieschluss zusammen, also zu der Auffassung, Fremdzuschreibung beruhe auf einer Schlussfolgerung, die von Verhaltensähnlichkeiten zwischen einem selbst und anderen Menschen ausgeht. Schon vor Locke hatte Thomas Hobbes in der Einleitung des *Leviathan* geschrieben:

die Gesinnungen und Leidenschaften der Menschen, so verschieden sie auch immer sein mögen, haben dennoch eine so große Ähnlichkeit untereinander, daß jeder, sobald er über sich nachdenkt und findet, wie und aus welchen Gründen er selbst handelt, wenn er denkt, urteilt, schließt, hofft, fürchtet usw., auch ebendadurch aller anderen Menschen Gesinnungen und Leidenschaften, die aus ähnlichen Quellen entstehen, deutlich kennenlernt.⁶

Das Wissen davon, welche psychischen Zustände mit welchen Verhaltensweisen typischerweise verknüpft sind, erwirbt man zunächst an sich selbst, durch Introspektion und Selbstbeobachtung. Beobachtet man ein ähnliches Verhalten an einer anderen Person, so schreibt man dieser dasselbe Innenleben zu, das man sich selbst zuvor introspektiv zugeschrieben hat. Der grundlegende Gedanke dieser Lehre ist somit die Übertragung des Eigenen auf das Fremde – ein Gedanke, der

⁴ John Locke, *Versuch über den menschlichen Verstand*, Band 1, 4. Aufl., Hamburg: Meiner 1981, S. 138 (2. Buch, Kap. 6, § 1).

⁵ Vgl. ebda, S. 138-143 (Kap. 7).

⁶ Thomas Hobbes, *Leviathan*, Stuttgart: Reclam 1978, S. 6f. Zwei Beispiele aus dem späteren Empirismus sind John Stuart Mill, *Eine Prüfung der Philosophie Sir William Hamiltons*, Halle a. S.: Niemeyer 1908, S. 288f. Fn., sowie Bertrand Russell, *Das menschliche Wissen*, Zürich: Holle o.J., S. 193.

weit über den Empirismus hinaus wirksam blieb, sogar dort, wo der Analogieschluss selbst modifiziert oder explizit abgelehnt wurde.

So ersetzte z.B. Theodor Lipps den Analogieschluss durch die Einfühlung, die seiner Ansicht nach ein "Instinkt" ist, "eine ursprüngliche und nicht weiter zurückführbare, zugleich höchst wunderbare Tatsache, die von jedem Schluß verschieden, ja damit vollkommen unvergleichbar ist."⁷ Doch die Basis der Einfühlung blieb auch bei Lipps die Introspektion, die uns zeigt, was Zorn, Freundlichkeit, Trauer usw. ist – "was diese Worte bedeuten, wissen wir nur aus uns selbst."⁸ Auch Edmund Husserl und Rudolf Carnap modifizierten die Lehre vom Analogieschluss und blieben ihr gerade dadurch treu. In der Fünften Cartesianischen Meditation, die der Konstitution der Intersubjektivität gewidmet ist, lehnt Husserl nur das Schließen ab, nicht die Analogie selbst.⁹ Die "Fremderfahrung" ist laut Husserl eine eigene Art von Erfahrung, eine "analogische Apperzeption", durch die andere Menschen als Alter Egos wahrgenommen werden. Das eigene Ich als "transzendentes Ego" ist Ausgangspunkt dieser Analogie. Und nach Ansicht von Carnap, dem sich ähnlich wie Husserl das Problem der Konstitution des Fremdpsychischen stellte, muss zunächst an der eigenen Person eine Beziehung hergestellt werden zwischen "Mienen, Gesten, Körperbewegungen, auch Organvorgängen, und denjenigen gleichzeitigen psychischen Vorgängen, die sich in ihnen 'ausdrücken'.¹⁰ Mit Hilfe dieser "Ausdrucksbeziehung" können dann anderen Menschen psychische Vorgänge zugeschrieben werden, indem man die an ihnen beobachtbaren physischen Vorgänge als Ausdruck ihres Innenlebens (ihres "Eigenpsychischen") versteht. Carnap spricht weder von Analogie noch von einer Schlussfolgerung, aber die Konstitution des Fremdpsychischen folgt offenbar dem Muster des Analogieschlusses.

2. Die behavioristische Umkehrung des Verhältnisses

Soviel zu einigen Philosophen, die der introspektiven Selbstzuschreibung den Vorzug gaben. Egal ob "Analogieschluss", "Einfühlung", "analogische Apperzeption" oder "Konstitution des Fremdpsychischen" – die Erfahrung des Eigenpsychischen war das Vorbild für die Fremdzuschreibung. Den umgekehrten Weg schlug der Behaviorismus ein, in dessen radikalen Varianten introspektiv zugängliche psychische Zustände völlig ignoriert und Menschen als Organismen ohne Innenleben aufgefasst wurden, die auf äußere Reize (Stimuli) reagieren. Einen derart extremen Standpunkt repräsentiert Gilbert Ryles Philosophie des Geistes: Psychische Zustände sind Verhaltensdispositionen, und da es den menschlichen Geist als "Gespenst in der Maschine" nicht gibt, gibt es auch keine auf psychische Vorgänge gerichtete Introspektion. Es überrascht nicht, dass mit der Introspektion auch die Vorrangstellung der Selbstzuschreibung verschwindet. Verhaltensdispositionen zeigen sich eben im Verhalten, und weil beide auf Verhaltensbeobachtung beruhen, gibt es keinen wesentlichen Unterschied zwischen Selbst- und Fremdzuschreibung: "Das, was ich über mich selbst herausfinden kann, ist von derselben Art wie das, was ich über andere herausfinden kann, und die Methoden, es herauszufinden, sind ungefähr dieselben."¹¹ Weil die Selbstzuschreibung die Beobachtung des eigenen Verhaltens voraussetzt,

⁷ Theodor Lipps, "Das Wissen von fremden Ichen", in: *Psychologische Untersuchungen*, Band 1, Leipzig: Engelmann 1907, S. 694-722; S. 713.

⁸ Ebda.

⁹ Vgl. Edmund Husserl, *Cartesianische Meditationen*, in: *Gesammelte Werke* (Husserliana) I, Haag: Nijhoff 1950, § 50.

¹⁰ Rudolf Carnap, *Der logische Aufbau der Welt*, Hamburg: Meiner 1966, S. 184 (§ 138).

¹¹ Gilbert Ryle, *Der Begriff des Geistes*, Stuttgart: Reclam 1969, S. 209.

gestaltet sich diese sogar schwieriger als die Fremdzuschreibung, denn ich bin "ungünstig plaziert, um meine eigenen Grimassen und Gesten zu sehen oder meinen eigenen Tonfall zu hören."¹² Der Primat der Fremdzuschreibung hat bei Ryle also zwei Aspekte: Zum einen ist die Selbstzuschreibung lediglich eine Art Fremdzuschreibung, genauer gesagt eine Übertragung der Methoden der Fremdzuschreibung auf den eigenen Körper; zum anderen stößt die Selbstzuschreibung auf besondere epistemische Schwierigkeiten, weshalb die vom Behaviorismus inspirierte Psychologie ihr misstraut.

Während manche Vertreter des Behaviorismus die Introspektion aus der Psychologie ausschlossen, versuchten andere sie in ihre Theorien zu integrieren. B.F. Skinner zerbrach sich den Kopf über innere, "private" Stimuli, weil diese für seine behavioristische Theorie des Spracherwerbs ein Problem darstellten. Gemäß dieser Theorie werden sprachliche Reaktionen durch die soziale Umwelt selektiv verstärkt. Ein Kind, das auf einen bestimmten Stimulus mit der richtigen Äußerung reagiert, wird belohnt, wodurch der Zusammenhang zwischen Stimulus und Äußerung verfestigt wird. Selbstzuschreibungen psychischer Zustände erfolgen jedoch aufgrund innerer Stimuli. Hungergefühle bzw. bestimmte physiologische Vorgänge im Körperinneren können die Äußerung "Ich bin hungrig" auslösen. Diese inneren Reize sind anderen Menschen nicht zugänglich. Wie gelingt es ihnen also, den Zusammenhang zwischen innerem Reiz und Selbstzuschreibung bei einem Kind zu verstärken, das erst lernen muss, auf den Reiz mit der Äußerung "Ich bin hungrig" zu reagieren?

Skinner beantwortete diese Frage damit, dass die Verstärkung aufgrund intersubjektiv beobachtbarer Faktoren erfolgt, die mit dem privaten Reiz mit einer gewissen Regelmäßigkeit einhergehen.¹³ Eine Art von Faktoren bezeichnete Skinner als "Begleitreaktionen" (*collateral responses*) auf den privaten Stimulus. Lachen beispielsweise ist eine Begleitreaktion, die Fröhlichkeit anzeigt. Wer jammert und die Hand auf die Wange legt, dem werden Zahnschmerzen zugeschrieben, weil die Verhaltensweisen typische Begleitreaktionen von Zahnschmerzen sind. Wer sich an den Tisch setzt und rasch beginnt, die Speise hinunterzuschlingen, zeigt eine Reaktion, die Hunger begleitet. Abgesehen von solchen Verhaltensreaktionen, werden psychische Zustände auch aufgrund von anderen intersubjektiv beobachtbaren Merkmalen zugeschrieben, die Skinner "öffentliche Begleiterscheinungen" nannte (*public accompaniment of the private stimulus*). Eine solche Begleiterscheinung eines privaten Stimulus wäre z.B. ein kaputtes Spielzeug, das Anlass dafür ist, einem Kind Traurigkeit zuzuschreiben, selbst wenn seine Mimik dabei nicht beobachtet werden kann. Eine Wunde ist Anlass für die Zuschreibung von Schmerz, auch wenn die betroffene Person diesen nicht durch ihr Verhalten ausdrückt. Weiß man, dass jemand seit längerem nichts gegessen hat, so kann man ihm Hunger zuschreiben. Derartige Begleiterscheinungen psychischer Zustände bilden in Skinners Theorie zusammen mit den beobachtbaren Verhaltensreaktionen der betreffenden Person die wichtigste Grundlage für die Fremdzuschreibung psychischer Zustände. Erwachsene können einem Kind aufgrund solcher Indizien Schmerzen, Fröhlichkeit, Traurigkeit,

¹² Ebda, S. 152.

¹³ Die in Skinners Aufsatz "The Operational Analysis of Psychological Terms" (*Psychological Review* 52 (1945), 270-277) entwickelte Auffassung fand später in überarbeiteter Form Eingang in sein Buch *Verbal Behavior*, Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall 1957, S. 130-138. Der Vergleich der beiden Texte trägt sehr zum Verständnis von Skinners Auffassung bei, auch wenn viele Details meines Erachtens schwer nachvollziehbar bleiben. Hilfreich ist außerdem die Darstellung in *Science and Human Behavior* (1953), deutsch: *Wissenschaft und menschliches Verhalten*, München: Kindler 1973, S. 240-245.

Hunger usw. zuschreiben, bis das Kind lernt, auf die innerlich wahrgenommenen Reize selbst mit Wörtern wie "Schmerz", "froh", "traurig" und "hungrig" zu reagieren.

Besonders wichtig für das Thema dieses Aufsatzes ist die Tatsache, dass Skinner die verschiedenen Zuschreibungspraktiken so versteht, dass damit semantische Unterschiede einhergehen. So würde z.B. das aufgrund von Verhaltenskriterien verwendete Wort "Hunger" etwas anderes bedeuten als das aufgrund von öffentlichen Begleiterscheinungen zugeschriebene Wort "Hunger". Skinner geht sogar so weit, verschiedene Übersetzungen des Wortes "hungrig" vorzuschlagen, je nachdem, auf welche Weise die Zuschreibung erfolgt.¹⁴ So würde "hungrig sein" z.B. bedeuten, dass jemand lange Zeit nichts gegessen hat, wenn die Zuschreibung des Hungers aufgrund dieser Information erfolgt. Für andere Fälle schlägt Skinner die Übersetzung vor, dass der Geruch von Essen einer Person "den Mund wässrig macht". Und wenn die Selbstzuschreibung "Ich bin hungrig" aufgrund des privaten Hungerreizes erfolgt, so könnte man sie laut Skinner übersetzen mit "I have hunger pangs", was man auf Deutsch vielleicht durch den Satz "Ich habe beißenden Hunger" ausdrücken könnte. Ob dieser Versuch, die verschiedenen Bedeutungen von "hungrig" durch Paraphrasen auszudrücken, gelungen ist, bleibe dahingestellt.¹⁵ Denn unabhängig davon, ob sich die verschiedenen Bedeutungen durch Paraphrasen ausdrücken lassen, ist die Annahme bemerkenswert, die hinter den Umschreibungsversuchen steht: dass nämlich Wörter wie "Hunger" verschiedene Bedeutungen haben, je nachdem, aufgrund welcher Kriterien sie verwendet werden. Das heißt, dass der Primat der Fremdzuschreibung, der bei Ryle deutlich ausgeprägt war, in Skinners Behaviorismus zwar nicht verschwindet, aber zumindest zurückgedrängt wird. Es gibt bei Skinner noch einen zeitlichen, *genetischen* Primat, denn der Erwerb der Fähigkeit zur Selbstzuschreibung hängt von Fremdzuschreibungen ab (das Kind erlernt die Selbstzuschreibung durch die Fremdzuschreibungen der anderen). Es gibt auch noch eine Art *epistemischen* Primat: Als Behaviorist betont Skinner, dass Selbstzuschreibungen mangelhaft, weil nicht überprüfbar sind. "Es gibt keine effektive Antwort auf die Äußerung des Studenten, der, nachdem er korrigiert worden ist, erklärt: 'Genau das habe ich gemeint', auch wenn das Vorhandensein dieses privaten Vorgangs nicht glaubwürdig ist."¹⁶ Doch aus all dem zieht Skinner nicht (wie Ryle) den Schluss, dass Aussagen wie "Genau das habe ich gemeint" eigentlich als Beschreibungen von Verhalten, also nicht als Reaktionen auf etwas Inneres zu verstehen seien.

Anders ausgedrückt, bei Skinner gibt es keinen *semantischen* Primat der Fremdzuschreibung mehr. Die Selbstzuschreibung ist nicht mehr, wie bei Ryle, eine auf die eigene Person übertragene Fremdzuschreibung aufgrund von Selbstbeobachtung. Aber selbstverständlich vertritt Skinner auch keinen semantischen Primat der Selbstzuschreibung wie Descartes, Locke und andere. Die Fremdzuschreibung folgt nicht dem Muster der Selbstzuschreibung, sie ist auch kein Analogieschluss oder etwas Ähnliches. Es findet einfach eine Trennung der Bedeutungen statt, die nun mehr oder weniger gleichberechtigt nebeneinander existieren – jedenfalls in der Alltagspsychologie, denn in der wissenschaftlichen Psychologie muss nach behavioristischer

¹⁴ Vgl. Skinner, *Verbal Behavior*, S. 135.

¹⁵ Laut Skinner kommen beim Erlernen der Selbstzuschreibung noch zwei weitere Mechanismen zum Einsatz, nämlich metaphorische Übertragungen und Beschreibungen von eigenem Verhalten, das so schwach oder unvollständig ausgeführt wird, dass es von anderen nicht beobachtet werden kann (*covert behavior*). Beide Mechanismen tragen zur Bedeutungs differenzierung bei, so dass Skinner sogar fünf verschiedene Übersetzungen von "hungrig" vorschlägt. Meine Darstellung im Text ist daher eine Vereinfachung, die aber nichts auslässt, was für unser Thema wesentlich wäre.

¹⁶ Skinner, *Wissenschaft und menschliches Verhalten*, S. 141.

Auffassung die Fremdzuschreibung bevorzugt werden. Diese Trennung der Bedeutungen lässt erkennen, dass sie auf einer – zumindest implizit vorhandenen – Bedeutungstheorie beruht. Bedeutung hängt von den Reizen ab, die eine Äußerung bzw. Zuschreibung hervorrufen. Explizit formuliert wurde eine solche behavioristische Bedeutungstheorie von Quine. Bedeutung ist "Reizbedeutung" (*stimulus meaning*) und besteht laut Quine aus zwei Teilen: Die *affirmative Reizbedeutung* definiert er "als Klasse aller Reizeinflüsse", die einen Sprecher "zur Zustimmung anspornen würden. [...] Die *negative Reizbedeutung* können wir ähnlich definieren, indem wir 'Zustimmung' durch 'Ablehnung' ersetzen und *Reizbedeutung* dann als das geordnete Paar dieser beiden definieren."¹⁷

3. Eine intentionalistische Antwort auf den Behaviorismus

"Betrachten wir [...] den Aspekt der Fremdanwendung dieser Prädikate als primär oder eigenständig, können wir zu der Ansicht gelangen, die ganze Bedeutung dieser Prädikate als Prädikate sei durch die Kriterien gegeben, aufgrund derer wir sie anderen zuschreiben."¹⁸ Dies schreibt Peter Strawson über den "philosophischen Behaviorismus" und hat dabei sicherlich Ryle im Sinn. Wie wir gesehen haben, passt das Zitat auch nur auf Ryle, nicht jedoch auf Skinner, der verschiedene Arten von Kriterien und damit verschiedene Bedeutungen zulässt. Strawsons *Antwort* auf Ryle ist dennoch zugleich eine Antwort auf Skinner. Er fährt nämlich so fort:

Wer dies folgern zu können glaubt, vergißt die Eigenanwendung dieser Prädikate; er vergißt, daß wir es hier mit einer Klasse von Prädikaten zu tun haben, für deren Bedeutung wesentlich ist, daß sie ein und demselben Individuum sowohl von sich selbst als auch von anderen zugeschrieben werden können, wobei die Selbstzuschreibung auf einer anderen Basis erfolgt als der Verhaltensbeobachtung, die der Fremdzuschreibung zugrunde liegt. Das heißt nicht, daß diese Prädikate zwei Arten von Bedeutung hätten. Es ist vielmehr wesentlich für ihre besondere Art von Bedeutung, daß beide Möglichkeiten der Zuschreibung völlig in Ordnung sind.¹⁹

Wie begründet Strawson die These, dass die betreffenden Prädikate in Selbst- und Fremdzuschreibungen dieselbe Bedeutung haben? Unter anderem weist er darauf hin, dass kein Wörterbuch eine entsprechende Unterscheidung vornimmt; in keinem Wörterbuch gebe es zwei Einträge für "Schmerz", einen für die erste Person und einen für die zweite und dritte Person.²⁰ Dies ist zweifellos richtig, aber kein philosophisches Argument, denn die Gestaltung des Wörterbuchs könnte ja auf einem sprachphilosophischen Irrtum beruhen. Strawsons Hauptargument für die Bedeutungsgleichheit ist auch ein wenig komplizierter. Es beruht auf der Annahme, dass die Selbstzuschreibung von der Fremdzuschreibung logisch abhängig ist:

Eine notwendige Bedingung dafür, sich selbst in der gewohnten Art Bewußtseinszustände und Erlebnisse zuzuschreiben, ist, daß man sie ebenso anderen zuschreibt oder bereit ist, sie ihnen zuzuschreiben. Das bedeutet nicht weniger, als es sagt. Es bedeutet zum Beispiel, daß die zuschreibenden Ausdrücke genau in demselben Sinn verwendet werden, wenn das Subjekt jemand anderes ist, wie wenn man es selbst ist.²¹

¹⁷ Willard Van Orman Quine, *Wort und Gegenstand*, Stuttgart: Reclam 1980, S. 69f.

¹⁸ Peter F. Strawson, *Einzelding und logisches Subjekt*, Stuttgart: Reclam 1972, S. 141.

¹⁹ Ebda.

²⁰ Vgl. ebda, S. 128.

²¹ Ebda, S. 127.

Aus der logischen Abhängigkeit der Selbstzuschreibung von der Fremdzuschreibung schließt Strawson also auf die Bedeutungsgleichheit. Wie kommt Strawson aber zur Prämisse der logischen Abhängigkeit? Wieso ist die Fremdzuschreibung eine notwendige Bedingung der Selbstzuschreibung?

Die Antwort auf diese Frage ist in einer Fußnote versteckt:

Der wesentliche Punkt ist hier ein rein logischer: Es besteht eine wechselseitige Abhängigkeit zwischen der Idee eines Prädikats und der Idee einer *Reihe* von unterscheidbaren Individuen, denen das Prädikat sinnvoll zugeordnet werden kann, wenn es auch nicht notwendig auf sie zutrifft.²²

Ein Prädikat ist also niemals so beschaffen, dass es prinzipiell nur auf ein Ding allein zutreffen kann. Es muss zumindest möglich sein, dass es auch auf andere Individuen zutrifft, andernfalls wäre es kein Prädikat. Insgesamt lässt sich Strawsons Argumentation somit folgendermaßen zusammenfassen: (1) Ein Prädikat muss für mehrere Individuen verwendet werden können, daher (2) ist die Selbstzuschreibung von der Fremdzuschreibung logisch abhängig, und daher (3) haben die betreffenden Prädikate in der Fremdzuschreibung dieselbe Bedeutung wie in der Selbstzuschreibung. Dieses Ergebnis widerspricht natürlich Skinners Versuch, verschiedene Bedeutungen ausfindig zu machen. Berücksichtigt man außerdem, dass Strawson nicht daran denkt, die Introspektion zu eliminieren, so widerspricht das Ergebnis auch Ryles Auffassung. Im Unterschied zu Ryle akzeptiert Strawson, dass die Kriterien der Selbstzuschreibung sich von den Kriterien der Fremdzuschreibung unterscheiden – Introspektion ist keine Beobachtung des eigenen Verhaltens. Im Unterschied zu Skinner meint Strawson, dass die Bedeutung in beiden Fällen dieselbe ist, daher kann die Bedeutung nicht durch die Zuschreibungskriterien gegeben sein. Um Freges bekannte Formulierung zu verwenden: Die "Art des Gegebenseins"²³ psychischer Zustände ist für Strawson semantisch irrelevant.

Ob der Behaviorismus durch Strawsons Argument erfolgreich widerlegt wurde, hängt davon ab, ob die beiden Schlüsse von (1) auf (2) und von (2) auf (3) gerechtfertigt sind. Betrachten wir zunächst den Schluss von (1) auf (2) und nehmen wir an, es sei richtig, dass ein Prädikat wie "hungrig" oder "Schmerz" prinzipiell auf mehr als ein Individuum zutreffen muss. Diese Bedingung wäre auch dann erfüllt, wenn die Prädikate von mehreren Individuen in *Selbstzuschreibungen* verwendet werden. Angenommen, das Wort "hungrig" käme ausschließlich in Selbstzuschreibungen vor, ähnlich wie das Wort "ich", mit dem man ja ebenfalls nur über sich selbst spricht. Wenn mehrere Personen das Wort "hungrig" in dieser Weise verwenden, so wäre die Bedingung (1) erfüllt, ohne dass das Wort in einer Fremdzuschreibung vorkommen würde. Dies spricht gegen Strawsons Folgerung (2), denn der Status von "hungrig" als Prädikat, das "einer Reihe von Individuen [...] sinnvoll zugeordnet werden kann", wäre auch ohne Fremdzuschreibungen gesichert. Die logische Abhängigkeit der Selbstzuschreibung von der Fremdzuschreibung folgt also nicht aus der Annahme (1). Ob darüber hinaus der Schluss von (2) auf (3) gerechtfertigt ist, hängt unter anderem davon ab, ob eine bestimmte Verwendungsweise eines Prädikats logisch von einer anderen Verwendungsweise abhängig sein kann, ohne dass das Prädikat in beiden Fällen dieselbe

²² Ebda, Fn. 6.

²³ Gottlob Frege, "Über Sinn und Bedeutung", in: Ders., Funktion, Begriff, Bedeutung: Fünf logische Studien, 6. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1986, S. 40-65; S. 41.

Bedeutung hat. Viele würden wohl die Meinung vertreten, dass dies bei Metaphern und anderen Tropen der Fall ist. Die metaphorische Verwendung eines Prädikates ist von der wörtlichen Verwendung abhängig. Nimmt man an, dass das Prädikat in der metaphorischen Verwendung eine andere Bedeutung hat als in der wörtlichen Verwendung, so würde logische Abhängigkeit ohne Bedeutungsgleichheit vorliegen.²⁴ Aber wie dem auch sei – schon die erste Überlegung hat gezeigt, dass Strawsons Begründung von (3) durch (1) nicht haltbar ist. Auf diese Weise lässt sich also nicht belegen, dass die betreffenden Prädikate in der Fremdzuschreibung dieselbe Bedeutung haben wie in der Selbstzuschreibung.

Gibt es bei Strawson vielleicht noch weitere Prämissen, die wir heranziehen könnten? Lässt sich die Bedeutungsgleichheit von Selbst- und Fremdzuschreibung noch auf andere Weise aus seiner Philosophie ableiten? Ja, allerdings sind die nötigen Prämissen nicht im Buch *Einzelding und logisches Subjekt (Individuals)* zu finden, aus dem die oben zitierten Stellen stammen, sondern in einigen später publizierten Aufsätzen, in denen Strawson schrittweise eine umfassende Bedeutungstheorie entwickelt, die erwartungsgemäß den semantischen Grundsätzen des Behaviorismus widerspricht. Unterscheidet man zwischen intentionalistischen und nicht-intentionalistischen Bedeutungstheorien, so gehört der behavioristische Bedeutungsbegriff, der Ryle und Skinner geleitet hat und von Quine expliziert wurde, zur zweiten Gruppe von Theorien. Der Behaviorismus stützt sich auf Zusammenhänge zwischen Reizen und Verhalten und versucht ohne Intentionen auszukommen, also ohne Bezug auf das, was eine Person mit ihrer Äußerung *meint*, sagen *will*, auszudrücken oder zu erreichen *beabsichtigt*. Im Gegensatz dazu gehen intentionalistische Theorien davon aus, dass Bedeutungen durch Intentionen festgelegt werden, wobei das Gelingen der Kommunikation üblicherweise davon abhängig gemacht wird, ob der Rezipient die kommunikative Absicht des Sprachproduzenten erfasst. "Bedeutungsintentionen", wie Husserl sie nennt, bilden "den wesentlichsten Kern der Kundgabe. Gerade sie dem Hörenden kenntlich zu machen, muß vor allem das Interesse der mitteilenden Intention sein; nur dadurch, daß der Hörende sie dem Sprechenden einlegt, versteht er ihn."²⁵ Und in John Searles Sprechakttheorie ist "etwas sagen und es meinen eng mit der Absicht verbunden, bestimmte Wirkungen beim Zuhörer hervorzurufen; auf seiten des Zuhörers ist das Verstehen der Äußerung des Sprechers eng mit dem Erkennen von dessen Intentionen verbunden. [...] Das Verstehen der Äußerung auf seiten des Zuhörers fällt zusammen mit der Erreichung jener Absichten."²⁶

Auch Strawson vertritt eine intentionalistische Bedeutungstheorie, auch für ihn hängt die Bedeutung einer Äußerung davon ab, was die betreffende Person mit der Äußerung meint.²⁷ Im

²⁴ Allerdings gibt es auch die Auffassung, dass zwischen wörtlichem und metaphorischem Gebrauch *kein* Bedeutungsunterschied besteht, vgl. z.B. Donald Davidson, "Was Metaphern bedeuten", in: Ders., *Wahrheit und Interpretation*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, S. 343-371.

²⁵ Edmund Husserl, *Logische Untersuchungen*, 2. Band, 1. Teil, *Gesammelte Werke* (Husserliana) XIX/1, Den Haag: Nijhoff 1984, S. 45 (I § 9).

²⁶ John R. Searle, *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1971, S. 76f.

²⁷ Vgl. Peter Strawson, "Bedeutung und Wahrheit", in: Ders., *Logik und Linguistik. Aufsätze zur Sprachphilosophie*, München: List 1974, S. 30-55, insbesondere S. 33. Wenn ich in Zusammenhang mit Strawson von "Bedeutung" spreche, so ist das gemeint, was er als "linguistische Bedeutung" (*linguistic meaning*) bezeichnet. In den beiden Aufsätzen "Austin and 'Locutionary Meaning'" und "Meaning and Context" (abgedruckt als Kapitel 11 und 12 des Sammelbands *Entity and Identity and Other Essays*, Oxford: Oxford University Press 1997) wird diese linguistische Bedeutung als eine Bedeutungsschicht dargestellt, die von zwei weiteren Schichten umgeben ist (Referenz und illokutionäre Kraft), was zusammen die gesamte Bedeutung (*complete meaning*) einer Äußerung ergibt.

Vordergrund steht dabei die Kommunikation: Wir sprechen vor allem deshalb, weil wir anderen etwas mitteilen wollen. Hinsichtlich der Zuschreibung psychischer Zustände ist daher nicht die Selbstzuschreibung im Selbstgespräch das Paradigma – oder gar, wie für Husserl, das "einsame Seelenleben"²⁸ – sondern die Zuschreibung zum Zweck der Mitteilung. Jede derartige Zuschreibung ist freilich nur ein Ausschnitt aus einem umfassenderen Kommunikationszusammenhang, der räumliche und zeitliche Dimensionen besitzt. Zur selben Zeit nehmen andere Menschen ähnliche Zuschreibungen vor; ich selbst und andere haben früher ähnliche Zuschreibungen vorgenommen und dies werden wir auch in Zukunft tun. Wir reagieren auf eine Selbstzuschreibung mit einer Fremdzuschreibung und umgekehrt. Betrachten wir als Beispiel die Fremdzuschreibung "Du bist wohl sehr hungrig." X könnte diese Zuschreibung vornehmen, weil sie beobachtet, dass Y sehnsüchtig in den Kochtopf starrt oder gierig beginnt, eine Speise zu verschlingen. Nehmen wir an, Y antwortet: "Ja, ich bin sehr hungrig." Bedeutet "hungrig" in der Selbstzuschreibung etwas völlig anderes als in der vorangegangenen Fremdzuschreibung? Die Unmittelbarkeit der Reaktion und das bestätigende "Ja" lassen diese Deutung wohl kaum zu. Denn dass sie hungrig ist, sagt die Person Y eben dadurch, dass sie das von X Gesagte bestätigt. Und aus intentionalistischer Sicht ist die Bedeutung deshalb dieselbe, weil X und Y dasselbe meinen bzw. sagen wollen. Was X der Person Y zuschreiben wollte, war dasselbe, was Y sich nun selbst zuschreiben will. Diese intentionale Übereinstimmung bildet die semantische Klammer zwischen Fremd- und Selbstzuschreibung. Die Unmittelbarkeit der Reaktion erlaubt es vielleicht sogar, die intentionale Übereinstimmung so auszudrücken: Die Person Y beabsichtigt, über sich selbst dasselbe zu sagen, was X zuvor über sie gesagt hat. In dieser Formulierung bezieht sich die Kommunikationsintention von Y auf die Identität des Gemeinten.

4. Die Logik der Supplementarität

Sieht man von Strawson ab, so gingen alle bisher diskutierten Auffassungen von der Annahme aus, dass die Bedeutungen der Zuschreibungen psychischer Zustände durch bestimmte Zuschreibungskriterien gegeben seien, durch introspektive und/oder intersubjektive Kriterien. Locke verankerte ohnehin jede Bedeutung in der Introspektion, denn Wörter seien Instrumente, "mit denen sich die Menschen ihre Vorstellungen mitteilen und füreinander die Gedanken und Auffassungen zum Ausdruck bringen, die sie in ihrer Brust tragen."²⁹ Ryle hingegen ignorierte die Introspektion und setzte auf Reiz-Reaktions-Zusammenhänge. Skinner berücksichtigte private *und* öffentliche Zuschreibungskriterien und deutete diesen Unterschied als Bedeutungsunterschied. Im Gegensatz dazu sprach Strawson den Zuschreibungskriterien ihre semantische Funktion ab, weshalb auch Unterschiede in der Art des Gegebenseins eines psychischen Zustands keinen semantischen Unterschied ergeben. Die semantische Einheit der verschiedenen Zuschreibungen wird durch die Kategorie der Intention hergestellt, durch das, was man zu sagen beabsichtigt, wenn man sich selbst oder einer anderen Person einen psychischen Zustand zuschreibt. In beiden Fällen *will man dasselbe sagen*.

Eine Alternative zu den bisherigen Auffassungen müsste wohl beides berücksichtigen, Intention *und* Art des Gegebenseins, also Identität (der Intention) und Differenz (des Gegebenseins). Aus Sicht intentionalistischer Bedeutungstheorien geht es dabei um eine teilweise Entmachtung der

²⁸ Vgl. Husserl, *Logische Untersuchungen*, I § 8.

²⁹ John Locke, *Versuch über den menschlichen Verstand*, Band 2, 4. Aufl., Hamburg: Meiner 1981, S. 8 (3. Buch, Kap. 2, § 6).

Intention, die dadurch ihre dominierende Stellung verliert, ohne das theoretische Gebäude ganz zu verlassen. In den Worten von Jacques Derrida: "Die Kategorie der Intention wird [...] nicht verschwinden, sie wird ihren Platz haben, wird aber von diesem Platz aus nicht mehr die ganze Szene und das ganze System der Äußerung steuern können."³⁰ Dies ist selbstverständlich nicht als Rückkehr zu einer nicht-intentionalistischen Theorie gemeint, in der verschiedene Bedeutungen postuliert werden, ohne ihren intentionalen Zusammenhang zu denken. Die Arten des Gegebenseins des Hungers, die Zuschreibungskriterien, die Reizbedeutungen von "hungrig" mögen unterschiedlich sein, doch deshalb besitzt das Wort "hungrig" in der Fremdzuschreibung nicht eine Bedeutung, die von der Bedeutung der Selbstzuschreibung völlig verschieden ist. Man darf den Unterschied nicht übersehen, aber man darf ihn auch nicht übertreiben. Dies ist möglich, wenn man Kommunikation über psychische Zustände als Wechselspiel von Fremd- und Selbstzuschreibung betrachtet, in dem es beides gibt: einerseits die Absicht sich zu verständigen und dasselbe zu sagen wie die andere Person, andererseits Unterschiede des Wortgebrauchs und der Art des Gegebenseins des psychischen Zustands. Wer auf die Zuschreibung "Du bist wohl sehr hungrig" zustimmend antwortet, hat die Absicht, das Wort "hungrig" so zu verstehen, wie die andere Person es soeben verstanden hat. Aber diese Absicht wird eben dadurch in die Tat umgesetzt, dass die Zustimmung von einem anderen Ort aus erfolgt. Kurz gesagt, die intentionale Übereinstimmung wird durch eine operationale Differenz ergänzt.

Das Wort "ergänzt" soll bereits ein Hinweis sein auf Derridas Begriff des *Supplements*. In "Freud und der Schauplatz der Schrift" schreibt Derrida, mit Hilfe der Logik der Supplementarität sei "das Verhältnis des Primären zum Sekundären auf all seinen Ebenen zu denken."³¹ Es ist daher zu erwarten, dass sich die Logik der Supplementarität auch auf das Verhältnis von Selbst- und Fremdzuschreibung anwenden lässt. Derridas Aussage kann so verstanden werden, dass das Sekundäre als Supplement, als nachträgliche Ergänzung und Ersatz des Primären fungiert.³² Was dem Primären fehlt, ist ein unmittelbar gegebener, vollständig vorhandener Sinn, "dessen bedeutete Präsenz immer 'nachträglich', im Nachhinein und zusätzlich (*supplémentairement*) rekonstituiert wird."³³ In semantischer Hinsicht ist das Primäre unvollständig, weil es des Supplements bedarf, allerdings stellt auch die Ergänzung keine Vollständigkeit her, denn auch das Supplement kann wieder mit Supplementen versehen werden.

Durch diese Abfolge von Supplementen hindurch wird die Notwendigkeit einer unendlichen Verknüpfung sichtbar, die unaufhaltsam die supplementären Vermittlungen vervielfältigt, die

³⁰ Jacques Derrida, "Signatur Ereignis Kontext", in: Ders., *Limited Inc.*, Wien: Passagen 2001, S. 15-45; S. 40.

³¹ Jacques Derrida, "Freud und der Schauplatz der Schrift", in: Ders., *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1976, S. 302-350; S. 323.

³² "Ergänzung" und "Ersatz" sind die beiden nicht voneinander trennbaren Bedeutungen von "Supplement"; vgl. Jacques Derrida, *Grammatologie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983, S. 250.

³³ Derrida, "Freud und der Schauplatz der Schrift", S. 323. Wenn Derrida Wörter wie "reconstitution", "reproduction", "répétition" und "représentation" verwendet, so ist damit keine Wiederherstellung, Wiederholung oder dergleichen eines ursprünglichen Sinns gemeint. Z.B. heißt es in der *Grammatologie* über das Supplement: "Wenn es repräsentiert und Bild wird, dann wird es Bild durch das vorangegangene Fehlen einer Präsenz." (S. 250) Es ließe sich wohl eine Beziehung herstellen zu dem, was Gilles Deleuze als "bekleidete Wiederholung" (*répétition vêtue*) bezeichnet; vgl. *Differenz und Wiederholung*, München: Fink 1992, wo es unter anderem heißt: "Es gibt keinen ersten Term, der wiederholt würde" (S. 34).

gerade den Sinn dessen stiften, was sie verschieben: die Vorspiegelung der Sache selbst, der unmittelbaren Präsenz, der ursprünglichen Wahrnehmung.³⁴

Weil die Bedeutung des Primären erst durch etwas gestiftet wird, was ihm nachfolgt und ihm gegenüber sekundär ist, ist diese Bedeutung "disseminiert" – "verstreut", "verteilt". Und weil die Kette der Supplemente nicht endgültig abschließbar ist, spricht Derrida auch von einer "unendlich disseminierten Transformation".³⁵

Im Folgenden soll allerdings nicht die Frage der Abschließbarkeit im Vordergrund stehen, auch wenn gerade daran die Derrida-Kritik oft Anstoß genommen hat. Dass die Bedeutung niemals endgültig fixiert werden kann, dass das Interpretieren immer weiter gehen soll, ist für viele schwer zu akzeptieren. In der Praxis verliert Derridas Unabschließbarkeits-These allerdings an Schärfe, denn wendet man die Logik der Supplementarität auf einen besonderen Fall an, so bleibt einem gar nichts anderes übrig, als einen relativ kurzen Ausschnitt aus der Kette von Supplementen zu betrachten, egal ob diese Kette nun potentiell unendlich ist oder nicht. "Wir müssen *irgendwo, wo immer wir sind*, beginnen"³⁶ – und, so wäre hinzuzufügen, irgendwann müssen wir auch aufhören, weil wir das Interesse verlieren oder erschöpft sind, weil sich ein Gefühl des Verstehens einstellt oder weil wir uns mit dem Unverständnis abfinden. Es kommt auch vor, dass man ein Problem und seine Terminologie von der philosophischen Tradition erbt und die Logik der Supplementarität nur dazu benützt, das Antlitz des Problems zu verändern, sich aber im Übrigen in den vorgegebenen Grenzen bewegt. Dies gilt auch für das Problem der Zuschreibung psychischer Zustände.

Derridas Theorie der Bedeutung³⁷ unterscheidet sich von behavioristischen und anderen nicht-intentionalistischen Auffassungen darin, dass eine semantische Funktion von Intentionen nicht völlig abgelehnt wird. Derridas Theorie unterscheidet sich aber auch von den intentionalistischen Bedeutungstheorien Husserls, Searles und Strawsons, weil er nicht davon ausgeht, dass Intentionen die Bedeutung eindeutig festlegen. Ebenso wenig hängt für Derrida das Gelingen der Kommunikation vom Erfassen der Intentionen des Sprachproduzenten ab. Was ein sprachliches Zeichen zu einem Zeichen macht, ist die Tatsache, dass es seine Funktion auch in Abwesenheit seines Produzenten erfüllt. Jedes Zeichen besitzt somit den Charakter von "Schrift": Es bleibt selbst dann "lesbar", interpretierbar, wenn der Produzent und dessen "Bedeutungsintentionen" nicht mehr existieren. Genau genommen spielt es keine Rolle, ob die Intentionen existieren oder nicht, denn sie sind dem Rezipienten ja in keinem Fall zugänglich. Was der Person X zur Verfügung steht, ist die von Y produzierte Sprache. In manchen Fällen besitzt X Informationen über das Verhalten von Y oder über weitere relevante Umstände. X könnte z.B. beobachten, dass sich Y nicht so verhält, wie man es erwarten würde, wenn Y das Gesagte auch meinen würde. X könnte auch von anderer Seite erfahren, dass Y lügt. Dies wären kontextuelle Indizien, also (nicht-sprachliche und sprachliche) Zeichen, die von X in Hinblick auf die Intentionen von Y gedeutet werden. Die

³⁴ Derrida, *Grammatologie*, S. 272.

³⁵ Vgl. Jacques Derrida, *Dissemination*, Wien: Passagen 1995, S. 390.

³⁶ Derrida, *Grammatologie*, S. 280.

³⁷ Wie in den anderen Teilen dieses Aufsatzes verwende ich hier das Wort "Bedeutung", obwohl in deutschsprachigen Derrida-Texten "Sinn" als Übersetzung des französischen "sens" steht. Dabei ist zu beachten, dass "Bedeutung" oft als Übersetzung von "signification" verwendet wird. Terminologisch aufschlussreich ist Derridas Kommentar zu Husserl im ersten Kapitel von *La voix et le phénomène (Die Stimme und das Phänomen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003), wo er die deutschen Wörter "Bedeutung" und "Sinn" verwendet.

Intentionen von Y sind der Person X jedoch nicht gegenwärtig. Kommunikation ist daher für Derrida "nicht das Beförderungsmittel des Sinns, des Austauschs der Intentionen und des Sagen-Wollens, der Diskurs und die 'Kommunikation der Bewußtseine'."³⁸

In Frage gestellt wird dadurch jedoch "nicht die Intention oder die Intentionalität, sondern ihr *telos*, das, was ihre Bewegung auf ein bestimmtes Ziel ausrichtet und organisiert, die Möglichkeit ihres Vollzugs, ihrer Erfüllung, ihrer *aktuellen* und *anwesenden* Fülle, die selbstpräsent und selbstidentisch ist."³⁹ Es wäre falsch, aus dieser Kritik an der Möglichkeit der "Erfüllung" zu schließen, dass man überhaupt darauf verzichten soll, sich verständlich zu machen oder die anderen verstehen zu wollen. Im Gegenteil, in seiner Antwort auf einen Vortrag Gadamers meint Derrida, der "Appell an den guten Willen und die absolute Verbindlichkeit im Bestreben nach Verständigung" sei eine ethische Forderung, die "am Anfang aller für eine Sprechergemeinschaft geltenden Ethik"⁴⁰ stehe. Kommunikation sollte auf gegenseitiges Verstehen ausgerichtet sein. Doch Verstehen als Erfassen der Intentionen anderer Personen ist ein theoretisches Konstrukt, das der Operationalisierung bedarf. Mit welchen Mitteln lässt sich feststellen, ob die Verständigung erfolgreich war? Um einen Aspekt des Verstehens als Beispiel herauszugreifen: Wie lässt sich feststellen, ob zwei Personen ein Wort in derselben Bedeutung verstehen? Da das Meinen selbst nicht zugänglich ist, besteht der einzig gangbare Weg darin, den *Gebrauch* des Wortes zu betrachten. Wird das Wort unterschiedlich gebraucht, so ist dies ein Indiz dafür, dass Verschiedenes gemeint ist. Doch wie man weiß, muss der unterschiedliche Gebrauch nicht unbedingt auf einem Bedeutungsunterschied beruhen, denn er kann auch andere Gründe haben. Vor allem könnte sich eine Person auch bezüglich der Tatsachen irren.

Ein recht bekanntes Beispiel von Donald Davidson handelt von zwei einander sehr ähnlichen Bootstypen, die sich in der Stellung des hinteren Masts unterscheiden:

Wenn man eine Ketsch vorbeisegeln sieht und der Begleiter sagt: "Sieh mal, die hübsche Yawl da!", stehen wir vielleicht vor einem Interpretationsproblem. Eine offensichtliche Möglichkeit ist, daß der Freund die Ketsch mit einer Yawl verwechselt und eine falsche Überzeugung gewonnen hat. Doch wenn er gute Augen hat und die Sichtverhältnisse günstig sind, ist es sogar noch einleuchtender, daß er das Wort "Yawl" nicht ganz genauso verwendet wie man selbst und gar keinen Fehler gemacht hat hinsichtlich der Position des Besanmasts auf dem vorüberfahrenden Segelboot.⁴¹

Entweder irrt sich der Freund und verwechselt eine Ketsch mit einer Yawl oder er verwendet das Wort "Yawl" ein wenig anders, nämlich für beide Arten von Schiffen, wenn er ausruft: (1) "Sieh mal, die hübsche Yawl da!" Auf den ersten Blick scheint es möglich zu sein, zwischen den beiden Möglichkeiten zu entscheiden, wenn man annimmt, dass das Gespräch später fortgesetzt wird. Die beiden könnten sich z.B. über die Position des Besanmasts unterhalten, vielleicht anhand von Konstruktionszeichnungen der beiden Schiffstypen. Nehmen wir an, der Freund äußert dann einen Satz wie diesen: (2) "Ich weiß natürlich, dass bei einer Yawl der Besanmast hinter dem Ruder

³⁸ Derrida, "Signatur Ereignis Kontext", S. 44.

³⁹ Jacques Derrida, "Limited Inc a b c ...", in: Ders., *Limited Inc.*, Wien: Passagen 2001, S. 53-168; S. 94.

⁴⁰ Jacques Derrida, "Guter Wille zur Macht (I). Drei Fragen an Hans-Georg Gadamer", in: Philippe Forget (Hg.), *Text und Interpretation. Deutsch-französische Debatte*, München: Fink 1984, S. 56-58; S. 56.

⁴¹ Donald Davidson, "Was ist eigentlich ein Begriffsschema?", in: Ders., *Wahrheit und Interpretation*, S. 261-282; S. 279.

steht." Er kennt also den Unterschied zwischen Ketsch und Yawl. Es ist sicherlich verlockend, daraus zu schließen, dass zuvor kein Unterschied des Gebrauchs des Wortes "Yawl", kein Bedeutungsunterschied, kein Unterschied des Gemeinten vorlag, sondern dass sich der Freund einfach bezüglich der Art des Schiffes geirrt hat. Doch dieser Schluss wäre voreilig, denn ob er den Unterschied auch schon kannte, als er die vorbeisegelnde Ketsch als Yawl identifizierte, lässt sich noch immer nicht eindeutig feststellen. Er könnte den Unterschied damals auch vergessen haben und sich erst jetzt, im Verlauf des Gesprächs aufgrund der Konstruktionszeichnungen wieder daran erinnern und den semantischen Irrtum nachträglich als Beobachtungsfehler hinstellen. Die Äußerung (2) lässt beides zu. Sie lässt zu, dass (1) einen Tatsachenirrtum enthielt, und sie lässt zu, dass das Wort "Yawl" darin anders verwendet wurde. Genau genommen spielt es für die Kommunikation nicht die geringste Rolle, was damals im Bewusstsein des Freundes tatsächlich vor sich ging, was er "wirklich" sagen wollte, als er (1) äußerte. Die Bedeutung des Wortes "Yawl" in (1) war damals eben unbestimmt. Entscheidend ist, was *jetzt* im Gespräch über Schiffstypen und Konstruktionszeichnungen aus dieser Unbestimmtheit gemacht wird. Die Bedeutung wird *jetzt* näher bestimmt. Die Äußerung (2) fungiert als Interpretationsmittel, mit dessen Hilfe die zwei Bedeutungen des Wortes "Yawl" im Ausruf (1) nachträglich auf eine reduziert werden.

Dass ich Davidson zitiert habe, kommt nicht von ungefähr, denn auf die Ähnlichkeiten zwischen ihm und Derrida wird gerne hingewiesen.⁴² Wie Derrida schlägt auch Davidson einen Weg ein, der zwischen rein intentionalistischen Theorien einerseits und nicht-intentionalistischen Theorien andererseits hindurchführen soll. Davidson glaubt nicht an die "Möglichkeit, die sprachliche Bedeutung mit Hilfe nichtsprachlicher Intentionen und Überzeugungen zu *definieren*",⁴³ es sei auch nicht möglich, "eine Darstellung der komplexen und fein unterschiedenen Intentionen, mit denen ein Satz im typischen Fall geäußert wird, als Belegmaterial für die Bedeutung des Satzes zu verwenden."⁴⁴ Doch ebenso wenig hält er es für möglich, "Belege für das, was die Wörter bedeuten, ausfindig zu machen, die unabhängig sind vom Glauben [...] von Intentionen, Begierden, Reuegefühlen, Wünschen, Billigungsäußerungen und Konventionen".⁴⁵ Die dritte, von ihm verfolgte Alternative ist eine Theorie der Interpretation, die kurz gesagt darin besteht, dass man aufgrund nicht-intentionaler Belege (Äußerungen, Handlungen, kontextuelle Faktoren usw.) *zugleich* die Innenwelt einer Person und ihre sprachlichen Äußerungen interpretiert. So meint Davidson, "daß die Interpretation der Intentionen, Überzeugungen und Worte eines Handelnden zu einem einzigen Vorhaben gehören, von dem man kein Teil für vollständig erachten kann, ehe der Rest beisammen ist."⁴⁶ Der handelnden Person werden dabei Intentionen und Überzeugungen zugeschrieben, ihren Äußerungen Bedeutungen.

⁴² Vgl. z.B. die Einleitung und Kap. 1-4 von Samuel C. Wheeler, *Deconstruction as Analytic Philosophy*, Stanford, CA: Stanford University Press 2000, sowie Georg W. Bertram, "Übergangsholismus. Holismus, Veränderung und Kontinuität in den Sprachphilosophien von Davidson und Derrida", *Zeitschrift für philosophische Forschung* 56 (2002), 388-413.

⁴³ Donald Davidson, "Der Begriff des Glaubens und die Grundlage der Bedeutung", in: Ders., *Wahrheit und Interpretation*, S. 204-223; S. 207.

⁴⁴ Donald Davidson, "Radikale Interpretation", in: Ders., *Wahrheit und Interpretation*, S. 183-203; S. 186.

⁴⁵ Davidson, "Der Begriff des Glaubens und die Grundlage der Bedeutung", S. 206.

⁴⁶ Davidson, "Radikale Interpretation", S. 186.

Selbstverständlich gibt es beträchtliche Unterschiede zwischen Davidson und Derrida, auf die hier nicht eingegangen werden kann.⁴⁷ Interessant ist jedoch, dass der allgemeine Charakter ihrer Bedeutungstheorien vergleichbar ist. Auch Derridas Bedeutungstheorie ist eine Interpretationstheorie, weil man sich, wie er schreibt, auf das "Reale nur in der Praxis der Interpretation beziehen kann."⁴⁸ Bei Davidson und bei Derrida legen die Intentionen nicht die Bedeutung fest, doch sie haben ihren Platz im Interpretationsprozess: Die Interpretation von Sprache geht einher mit der hypothetischen Zuschreibung von Intentionen, da die interpretierende Person davon ausgeht, dass die interpretierte Person etwas mitteilen will. Doch weil das Sagen-Wollen nicht direkt zugänglich ist, kann es nur aus nicht-intentionalen Belegen abgeleitet werden. Dabei treten Unbestimmtheiten auf, die interpretative Entscheidungen nötig machen: Die Belege können so oder so gedeutet werden; aufgrund derselben Belege können diese oder andere Intentionen zugeschrieben werden. Als Supplement ist das Sekundäre eine Interpretation des Primären, deren Funktion nicht darin besteht, eine vorab feststehende Bedeutung zu erfassen, sondern eine unbestimmte Bedeutung nachträglich zu ergänzen. Daraus geht hervor, dass in semantischer Hinsicht das Primäre nicht "primär" und das Sekundäre nicht "sekundär", also semantisch vom "Primären" abgeleitet ist. Es gibt lediglich eine zeitliche Abfolge, aber keine semantische Hierarchie mehr.

Dies lässt sich auch auf die Zuschreibung psychischer Zustände anwenden. Dabei muss zunächst die Annahme aufgegeben werden, dass entweder die Selbstzuschreibung oder die Fremdzuschreibung semantisch primär ist. Strawson hat recht, dass die Kommunikation über psychische Zustände ein Wechselspiel von Selbst- und Fremdzuschreibung ist, in dem keiner von beiden ein semantischer Vorrang gebührt. Aus Sicht von Derrida handelt es sich dabei um eine Kette von Supplementen, die keinen Ursprung besitzt, wobei mit "Ursprung" eine Zuschreibung gemeint ist, welche die Bedeutung eindeutig und ein für alle Mal festlegt. Wir können einen willkürlich gewählten Ausschnitt aus einer solchen Kette betrachten und z.B. mit der Fremdzuschreibung "Du bist wohl sehr hungrig" beginnen. Die folgende Selbstzuschreibung ist dann eine Interpretation dessen, was in der Fremdzuschreibung gemeint war – eine semantische Ergänzung einer unbestimmten Bedeutung. Die Person X beabsichtigt (intendiert) der Person Y mit der Fremdzuschreibung ein Gefühl zuzuschreiben, das ihr selbst aus der Innenperspektive bekannt ist (denn auch X war schon einmal hungrig oder ist es gerade jetzt). Aber da der Person X das Hungergefühl von Y nicht gegeben ist, ist die Frage, ob das Gefühl von Y dasselbe ist, das X selbst spürt, wenn sie hungrig ist, unbeantwortbar und irrelevant. Es liegt daher an Y, die Äußerung des Wortes "hungrig" von X und die hinter dieser Äußerung stehende Kommunikationsintention so zu interpretieren, dass damit das eigene Gefühl gemeint ist. Dabei kommt es ebenso wenig darauf an, was "wirklich" im Inneren der Personen vorgeht, wie es in Davidsons Beispiel darauf ankommt, ob der Freund "wirklich" die Ketsch mit einer Yawl verwechselt hat. Worauf es ankommt, ist die Plausibilität von Interpretationen, nicht die Übereinstimmung mit einer subjektiven Wirklichkeit. Wenn es um die Existenz dieser subjektiven Wirklichkeit geht, vertrauen wir allerdings introspektiven Selbstzuschreibungen in der Regel mehr als öffentlichen Zuschreibungskriterien. Wir

⁴⁷ Nur zwei Beispiele: Für Davidson gehören Metaphern nicht in die Semantik, sondern in die Pragmatik, was Derrida sicherlich als metaphysische Ausschließung und Unterordnung abgelehnt hätte. Bei Derrida scheint es nichts zu geben, was mit dem "Prinzip der Nachsichtigkeit", das Davidson als Voraussetzung des Verstehens betrachtet, vergleichbar wäre. Zu weiteren Unterschieden vgl. auch die oben in Fußnote 42 angegebenen Texte von Wheeler.

⁴⁸ Derrida, *Limited Inc.*, S. 228f.

gehen meist davon aus, dass sich das Vorhandensein eines psychischen Zustands aus der Innenperspektive besser beurteilen lässt als aus der Außenperspektive. Diese Annahme fand ihren philosophischen Niederschlag in der Idee der "Autorität der ersten Person".⁴⁹ Die Autorität der ersten Person ist eine epistemische Autorität; nicht immer ist sie unumstößlich, wie das am Ende des zweiten Abschnitts zitierte Beispiel von Skinner zeigt, in dem die Aussage "Genau das habe ich gemeint" unglaubwürdig erscheint. Aber auch in Fällen, in denen die Autorität der ersten Person nicht angetastet wird, muss die Frage der epistemischen Rechtfertigung von der Frage der Bedeutung getrennt werden. Selbst wenn Y mit epistemischer Autorität über den eigenen psychischen Zustand spricht, ist die *Bedeutung* dieser Selbstzuschreibung ein Gegenstand der Interpretation. Dabei kann es vorkommen, dass gerade die Anerkennung der Autorität der ersten Person eine ungewöhnliche Interpretation nötig macht. Modifizieren wir unser Beispiel ein wenig: Ohne zuvor darauf angesprochen worden zu sein, sagt Y: "Ich bin sehr hungrig". X weiß jedoch, dass Y kurz zuvor viel gegessen hat und daher unmöglich hungrig sein kann. X könnte nun die Äußerung von Y als falsch zurückweisen, doch wenn sie die Autorität der ersten Person nicht in Zweifel ziehen will, wird sie das Wort "hungrig" vielleicht so interpretieren, dass damit nicht Hunger gemeint ist, sondern Appetit. Diesen kann man bekanntlich auch dann haben, wenn man keinen Hunger verspürt; auch wer satt ist, hat oft Lust auf weitere Speisen. Durch die Appetit-Interpretation der Selbstzuschreibung bestimmt X nicht nur die Bedeutung des Wortes "hungrig" in der betreffenden Kommunikationssituation, es gelingt ihr darüber hinaus, die Autorität der ersten Person zu respektieren. Die Selbstzuschreibung wird nicht zurückgewiesen, sondern in einer Weise interpretiert, die mit den öffentlichen Zuschreibungskriterien in Einklang steht.⁵⁰

5. Zusammenfassung und Bewertung

In den ersten drei Abschnitten wurden vier Positionen betrachtet: der semantische Primat der Selbstzuschreibung bei Descartes und Locke, der Primat der Fremdzuschreibung bei Ryle, Skinners Unterscheidung der Bedeutungen von Fremd- und Selbstzuschreibung und Strawsons Identifikation dieser Bedeutungen im Rahmen seiner intentionalistischen Bedeutungstheorie. Der fünfte Standpunkt ist der von Derrida, der unter Berücksichtigung von Davidsons Interpretationstheorie im vorigen Abschnitt erläutert wurde. In einer berühmten Passage von "Signatur Ereignis Kontext" charakterisiert Derrida die Dekonstruktion durch eine "doppelte Geste". Sie müsse "eine *Umkehrung* der klassischen Gegensätze *und* eine allgemeine *Verschiebung* des Systems in die Praxis umsetzen."⁵¹ Der "klassische Gegensatz", mit dem wir es zu tun hatten, ist der der Selbst- und der Fremdzuschreibung psychischer Zustände. Und da in der Philosophiegeschichte die These vom Primat der Selbstzuschreibung vorherrschend war, könnte man vielleicht auf den Gedanken kommen, dass sich Derridas Dekonstruktion – ähnlich wie der Behaviorismus – auf die Seite der Fremdzuschreibung schlagen müsste. Doch dies wäre eine bloße Umkehrung der hergebrachten Hierarchie ohne eine Verschiebung des Systems. Man könnte weiters meinen, dass die gesuchte Verschiebung bereits bei Skinner oder jedenfalls bei Strawson stattgefunden habe, weil dort der Gedanke einer Hierarchie zweier Zuschreibungsarten verschwunden ist. Diese Deutung würde aber

⁴⁹ Vgl. Davidsons Aufsatz dieses Titels, abgedruckt im Sammelband *Subjektiv, intersubjektiv, objektiv*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004, S. 21-39. Davidson konzentriert sich dort allerdings auf propositionale Einstellungen.

⁵⁰ Die Interpretation folgt außerdem dem in Fußnote 47 erwähnten Prinzip der Nachsichtigkeit, weil Übereinstimmung zwischen X und Y hergestellt wird.

⁵¹ Jacques Derrida, "Signatur Ereignis Kontext", S. 44.

übersehen, dass das Verschwinden der Hierarchie durch die Dominanz eines sinnstiftenden Ursprungs erkaufte wurde. Bei Skinner (und Quine) legen Zusammenhänge zwischen Reizen und Reaktionen die Bedeutung fest, während kommunikative Intentionen ignoriert werden; bei Strawson dominieren Letztere das Feld, während die Art des Gegebenseins eines psychischen Zustands und der Gebrauch der Wörter nebensächlich sind.

Die Verschiebung, die durch die Logik der Supplementarität möglich wird, geht über die bloße Beseitigung der Hierarchie hinaus. An die Stelle der Frage, ob eine Zuschreibungsart die andere dominiert und worin der Ursprung der Bedeutung liegt, tritt die Frage, auf welche Weise eine unbestimmte Bedeutung in neuen Kontexten nachträglich supplementiert wird. Im Gespräch ist eine Zuschreibung die Interpretation dessen, was in einer vorangegangenen Zuschreibung gemeint war. Diese Auffassung ähnelt der von Strawson zwar insofern, als die Idee des Primats einer Zuschreibungsart aufgegeben wird. Doch während Strawson Intentionen in den Mittelpunkt stellt und die praktische, operationale Seite der Semantik (Gebrauch, Zuschreibungskriterien, Art des Gegebenseins) unberücksichtigt lässt, betrachtet Derrida das *Bedeutungsgeschehen* als notwendige Ergänzung der *Bedeutungsintention*. Kommunikation zielt auf intentionale Übereinstimmung ab, geschieht aber durch eine Abfolge von Supplementen in verschiedenen Kontexten. Die Supplementarität als "Operation des Differierens"⁵² ist sozusagen die praktische Seite der Kommunikation, deren theoretische Seite die Intention ist.

Abschließend bleibt noch die Frage zu beantworten, welcher der geschilderten Sichtweisen der Vorzug zu geben ist. Die besprochenen Theorien arbeiten mit unterschiedlichen Bedeutungsbegriffen und gelangen daher auch zu unterschiedlichen Ergebnissen, was das Verhältnis von Selbst- und Fremdzuschreibung psychischer Zustände angeht. Sie sind ihrerseits Interpretationen des Kommunikationsprozesses, deren Plausibilität nicht eindeutig beurteilt werden kann. So ist beispielsweise Skinners Theorie des Sprachlernens als selektiver Verstärkung sprachlicher Reaktionen aus heutiger sprachwissenschaftlicher Sicht zwar mangelhaft, doch die sprachphilosophische Frage, was unter sprachlicher Bedeutung zu verstehen ist und ob bzw. in welcher Hinsicht auch der behavioristische Bedeutungsbegriff mangelhaft ist, lässt sich nicht so einfach beantworten, jedenfalls nicht allein durch die Sprachwissenschaft. Vergleicht man Derridas Bedeutungstheorie mit den anderen Theorien, so stellt man allerdings fest, dass diese dazu neigen, bestimmte Merkmale des Sprachgebrauchs zu degradieren, und zwar entweder dadurch, dass diese Merkmale nach dem Muster anderer Merkmale gedacht werden, oder durch die Leugnung ihrer semantischen Relevanz. Die Fremdzuschreibung wurde nach dem Vorbild der Selbstzuschreibung konstruiert oder umgekehrt die Selbstzuschreibung nach dem Vorbild der Fremdzuschreibung. Dadurch verlor eine Art der Zuschreibung jeweils ihre Eigenart. Bei Skinner ging ein anderes Merkmal verloren, nämlich der Zusammenhang zwischen Selbst- und Fremdzuschreibung. Strawson betonte zwar diesen Zusammenhang, vernachlässigte jedoch die Unterschiede.

Derridas Logik der Supplementarität ist deshalb eine interessante Alternative zu den älteren Ansätzen, weil in ihr alle Elemente enthalten sind, die in den anderen Theorien miteinander konkurrieren und sich gegenseitig verdrängen. Das vermeintlich Sekundäre wird von Derrida gegen das vermeintlich Primäre verteidigt und der Introspektion wird ebenso Rechnung getragen wie dem menschlichen Handeln, ohne dass das Handeln – das Sprechen – zu einem mehr oder weniger unvollkommenen Ausdruck einer intendierten Bedeutung herabgesetzt würde. Kommunikation ist ein komplexes Phänomen, das in der Praxis mit Unbestimmtheiten behaftet ist und in der Theorie

⁵² Derrida, *Die Stimme und das Phänomen*, S. 118.

nicht auf einzelne Bestandteile wie "Intention", "Reiz-Reaktion" oder "Gebrauch" reduziert werden kann. Derridas Theorie ist von ähnlicher Komplexität, weil sie Intention und Gebrauch berücksichtigt und dazu auch noch die Unbestimmtheit. Für diese Theorie spricht also zumindest, dass sie einen typischen Fehler der Philosophie vermeidet: die übermäßige Vereinfachung, hinter der das Phänomen selbst nicht mehr zu erkennen ist.⁵³

⁵³ Ich danke Klaus Puhl für seinen Kommentar zu einer früheren Version dieses Aufsatzes.